

Die Welschlandgängerei

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rungsverhältnissen zusammenhängt. 35 bis 30 Meter beträgt die durchschnittliche Länge der Blauwale und 100,000 Kilogramm ihr Gewicht, das also der Schwere von 10 leeren, ungedeckten Güterbahnwagen gleichkommt. Nicht nur durch ihre Größe im ganzen, auch durch die Größe ihrer einzelnen Glieder imponieren diese Riesen: 3 Meter beträgt die Länge einer Seitenflosse und 6 Meter die Länge eines Unterkiefers; 8 bis 10 Menschen können bequem in dem riesig großen Rachen des Tieres Platz finden! 15—20,000 Mark ist ein solcher Wal wert, wenn er vollkommen verarbeitet wird, der Speck sowohl wie das Fleisch, die Eingeweide und sämtliche Knochen. In den meisten Fällen ist die Verwertung auch eine restlose, indem das ganze Tier, vom Kopf bis zur Schwanzflosse in großen Kochapparaten zu Öl umgewandelt wird, wobei die nur heute vollkommen wertlosen Barten unberücksichtigt bleiben. Mit senfenähnlichen, langstieligen Messern bewaffnet, balancieren die Speckschneider oder Flenser, die bestbezahlten Spezialarbeiter eines solchen Unternehmens, auf den Walfkadavern, um die oft 20—30 Zentimeter dicken Speckschwarten in langen Streifen abzulösen. Schlachthäusern

größten Stils gleichen diese schwimmenden Kochereien, wenn bei eingetretener schlechter Witterung infolge unruhiger See die Zerlegung dieser Kolosse an Bord durchgeführt werden muß. Duzende von Dampfwinden und Dampfjägen sind ununterbrochen Tag und Nacht in Betrieb, um die oft schon halb verfaulten und halb in Verwesung übergegangenen Wale möglichst rasch zu zerlegen. Unbeschreiblich ist der Lärm und unerträglich der Gestank an Bord eines derartigen Schiffes, das überall und in allen feinen Teilen mit einer dicken, schmutzigen Transchicht überzogen ist. 10—15 Tiere können auf diese Weise täglich zerlegt werden, wenn die Verarbeitung bei ruhiger See längs der Schiffe im Wasser durchgeführt werden kann, 5 bis 6 Wale jedoch nur, wenn dieselbe an Deck vorgenommen werden muß. 400—500 Wale werden so im Laufe einer Saison von jeder Expedition gefangen und verarbeitet, und mit vielen Zehntausenden von Fässern tran kehren die Schiffe jedesmal zu Beginn des antarktischen Herbstes, wenn die Neueisbildung — das Pfannkucheneis — einsetzt, nach Europa zurück.

Der junge Schiffer.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
Frisch saust hinein der Wind!
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
Kreift grüßend um den Mast,
Die Sonne brennt herunter,
Manch Fischlein, blank und munter,
Umgaukelt keck den Gast.

Wär gern hineingesprungen,
da draußen ist mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da ist's mir nur um's Jahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

Friedr. Hebbel.

Die Welschlandgängerei.

„Oho!“ sagt sich der Leser, „da ist wieder einmal einer, der gegen welsches Wesen wettet, gegen unsere seit wohl mehr als einem Jahrhundert eingefleischte Sitte kämpft, Söhne und namentlich Töchter auf ein Jahr in die welsche „Löffelschleife“ zu schicken, sogenannte „bessere Manieren“ zu lernen, das Herrchen mit Pöschettchen, das Modedämchen mit Puder und Parfums herauszukehren! Gewiß ein Welschen-

haffer, dieser Schreiber, vielleicht gar ein Pan-germanist!“

„Welschlandgängerei!“ Dieses ungewohnte, neu klingende Wort verfängt sich in unserm deutschschweizerischen Ohre wie ein Tadel, tönt wie ein Vorwurf, erinnert es doch allzusehr an „Bauernfängerei“, „Drängerei“ und „Zwängerei“. Dem ist nun aber durchaus nicht so; gebraucht doch die deutsche Sprache, ohne jegliche

Herabminderung, den Ausdruck *Sachse ng ä n g e r e i* und bezeichnet — bis zum Weltkrieg — damit die alljährlich im Frühling erfolgende Wanderung ländlicher, meist junger weiblicher Arbeiter des östlichen, namentlich polnischen Deutschland nach den westlich der Elbe gelegenen Gegenden, wo sie auf den Rüben- und Kürbispflanzen — daher auch Rübenwanderung geheißen! — mit der Bepflanzung und Ernte der Rüben und des Getreides lohnende Beschäftigung finden. Weil sich diese 100 000, ja bis 200 000 Wanderarbeiter vorwiegend nach der Provinz *Sachsen* wenden, wird die Bewegung als „*Sachse ng ä n g e r e i*“ bezeichnet. Also von einem Tadel oder Vorwurf keine Spur, es sei denn, daß man dem natürlichen Wandertriebe, dem Wunsche, auf einige Zeit der elterlichen Zucht zu entinnen, eins anhängen wollte! Dem steht die Tatsache entgegen, daß die — vor dem Kriege — jährlich durch die Post heimgesandten Ersparnisse dieser jungen Leute 10, 15 bis 20 Millionen Mark erreichten.

Nicht daß etwa unsere reiselustigen jungen Leute der Zentral- und Ostschweiz, voran die Berner, dann aber auch die Zürcher usw., die der Volksschule eben entchlüpft sind, ins Welschland gehen, um dort Hunderttausende oder gar Millionen von Franken Ersparnisse nach Bern oder Zürich heimzuschicken! Die Eltern sind froh, wenn sie nicht in den Fall kommen, gar noch Geld nachschicken zu müssen.

Wer geht denn bei uns alles ins Welschland?

Einmal unsere Töchter, die für ein oder mehrere Jahre die zahllosen welschen Pensionate und Haushaltungsschulen bevölkern. Dann unsere Handelsbesseren, Söhne und Töchter, die eine der bekannten Handelsschulen in Neuenstadt, Neuenburg, Lausanne oder Genf besuchen und meistens mit einem Diplom verlassen. Weiterhin unsere Kantonschüler, auch Sekundarschüler, die ihre Ferienwochen im Sommer, auch schon im Frühling, zur Übung ihrer Kenntnisse im Französischen zu verbringen gedenken. Endlich Studenten aller Fakultäten, die in einem oder auch zwei Semestern ihre auf der Mittelschule gewonnenen Sprachkenntnisse zu befestigen und zu erweitern wünschen.

Von allen diesen Kategorien ist in der 100 Seiten umfassenden, sehr beachtenswerten Broschüre von Pfarrer *Valentin Rüesch*, Roggwil (Kt. Bern) „*Welschlandgängerei*“ betitelt und bei *Paul Haupt*, Bern,

verlegt, nur nebenbei die Rede. Seine Arbeit ist vor allem den stellensuchenden Schulentlassenen gewidmet.

Solange man bezahlt und deshalb etwas zu sagen hat, entstehen keine allzugroßen Schwierigkeiten. Wohl aber dann, wenn der junge Mann, die junge Tochter, beide noch im Konfirmandenalter, den Aufenthalt selbst bestreiten, womöglich noch etwas Taschengeld machen möchten. Da kann es vorkommen, daß sich der junge Berner seine Stellung, Arbeit, Beköstigung und Behandlung ganz anders vorstellte, daß die junge Zürcherin, die in einer Konditorei im Welschen bedient und im Haushalte „etwas“ nachhelfen sollte, weder zum Französisch-Sprechen kommt, nur selten in den Laden gehen darf, noch freie Zeit zur eigenen Fortbildung findet, kein eigenes Zimmer für sich hat, noch zur Familie sich zählen darf. Da die Lebensverhältnisse in Haus und Hof im Welschland einfacher, die Lohnbedingungen in Landwirtschaft und Gewerbe ungünstiger sind, das Angebot von der deutschen Schweiz her an Volontären und namentlich an Volontärinnen sehr groß ist, so begnügen sich unsere jungen Leute häufig mit bisweilen recht unzulänglichen Stellen.

Am schlimmsten sind diejenigen Welschlandgänger daran, die ohne ein Wort Französisch zu verstehen, leichten Sinnes in den Westen ziehen. Ausbeutung kommt gar leicht vor. Skrupellose Leute gibt es überall. So ist es denn von großer Bedeutung, wenn Eltern oder Besorger nicht auf den Zufall, auf ein bloßes Inserat hin, ihren Kindern Stellen vermitteln, sondern wenn sie sich an eine Vermittlung mit amtlichem Charakter — zum Beispiel an die landeskirchliche Stellenvermittlung des Kantons Bern, an das Jugendamt 2 der Stadt Zürich —, an Pfarrherren und Lehrer auf dem Lande wenden, die sich dieser Sache widmen.

Welsche Familien, die durch eine solche amtliche Stelle junge Arbeitskräfte suchen, sind schon aus dem einfachen Grunde vor andern zu empfehlen, weil sie einen amtlichen Kontrollbesuch, der in solchen Fällen zu erwarten ist, nicht scheuen.

Pfarrer *B. Rüesch* schreibt aus seiner jahrelangen Praxis heraus, mit warmer innerer Anteilnahme, bespricht all die großen und kleinen Schwierigkeiten, die solche Platzierungsarbeit bringt, erwähnt Arbeits- und Bildungsmöglichkeiten, die Anforderungen an die man-

derlustige Jugend einerseits, die Pflichten der Arbeitgeber anderseits. Aus dem Buche spricht das ehrliche Bestreben, sich vor allem darüber klar zu werden, „si le jeu vaut la chandelle“, ob die „Welschlandgängerei“ überhaupt zu empfehlen und weiterhin zu unterstützen sei. Wir freuen uns, daß der Autor, wenn auch zögernd, zu einem entschiedenen „Ja“ sich durchringt.

Bedeutungsvoll ist der erste Flug in die Fremde, nicht nur um der Fremdsprache willen, sondern auch der persönlichen Erfahrungen wegen, die man in einem neuen Kulturkreise macht, ob diese dann günstig oder ungünstig ausfallen: ein solcher Aufenthalt bedeutet eine Klärung, wenn nicht eine Bereicherung, kurz einen Beitrag zur Erhöhung des Lebenswertes.

Wenn man bedenkt, daß die deutsche Schweiz schätzungsweise jährlich zwei- bis dreitausend junge Leute — wobei der Kanton Zürich mit rund 500 beteiligt ist — in solche Volontärstellen schickt, wo die empfänglichen „Allemands“ welsche Art beobachten, vielleicht auch schätzen und lieben lernen, wenn man ferner überlegt, daß welsche Landwirtschaft und welsches Gewerbe auf solche Weise recht billige Arbeitskräfte bekommen, daß Familien, Pensionate, Haushaltungsschulen, Privatinstitute, Mittelschulen und Universitäten weitere rund fünf Tausend Schüler und Schülerinnen aufnehmen, wobei

manche Familie, manche alleinstehende Frau als Pensionshalterin ihr Auskommen findet, so gelangt man zur Überzeugung, daß hier ein wechselseitiges Geben und Nehmen vorliegt, ein nationaler ökonomischer und geistiger Kräfteaustausch stattfindet, der für unsere mehrsprachige Demokratie von lebenswichtiger Bedeutung ist.

Daß jeder deutschschweizerische Kanton, der noch keine solche Zentralstelle besitzt, obgenannte Berner oder stadtzürcherische Institution nachahme, ist ein dringendes Bedürfnis; daß endlich der Bund alle diese amtlichen Vermittlungsstellen unterstütze, die ja in hohem Maße der staatsbürgerlichen Förderung, dem sprachlichen und ökonomischen innern Ausgleich, der eidgenössischen Durchsäuerung einer völkischen Osmose, der vielgenannten *pénétration pacifique* dienen, ist geradezu eine nationale Pflicht.

Schreiber dieser Zeilen, selbst seit 15 Jahren in ähnlicher Weise tätig, bezeugt mit Freude, daß in vorliegender Schrift, *sine ira et studio*, das Für und Wider mit großer objektiver Einschätzung der Verhältnisse diesseits und jenseits der Saane wohl erwogen und in echt vaterländischem Sinne dargestellt sind. Mögen Eltern, Pfarrherren und Lehrer, die sich dafür interessieren, herzlich zu diesem *Vademecum* der „Welschlandgängerei“ greifen.

Dr. R. Göhri, Zürich.

Knabenlust.

Sorch', Märzenwind und Verchenschlag,
Und keine Schule den Nachmittag!
Die Füße ohne Strümpf' und Schuh,
Auf trockenem Weg den Wiesen zu!
Zum Nesterbauen und Veilchenblühn,
Zu Palmenweiden und Ostergrün!
Und spielende Mägdlein an dem Rain,
Die möchten wohl unsre Gesellen sein. —
Die Felsen empor, wo der Wildbach brauff,
Daß den Mägdlein vor Schrecken und Freude grauff!

Joh. Georg Fischer.

Kalendergeschichten.

Von F. F. Reithard.

Der Hegnauer Pfarrer und die Kirche.

Der Hegnauer Pfarrer ärgerte sich schon lange, daß die Kirche so nahe an der Landstraße stehe und brachte den Gegenstand einst in der Gemeinde zur Sprache. Der Schulmei-

ster und der Untervogt unterstützten seine Klage mit beweglichen Reden, und die Gemeinde beschloß zuletzt einstimmig, daß die Vorfahren sehr übel getan hätten, die fromme Kirche so nahe an die geräuschvolle Landstraße zu bauen.